

Nr. 143. Bydgoszcz / Bromberg, 26. Juni 1937

Lilians indisches Abenteuer

Roman von **Katrin Holland.**

(19. Fortsetzung.) ——

Noch hatten Martin Lambertz und Lilian sich nicht wiedergetroffen, als O'Rorke bereits wußte, daß sie sich alle beide auf dem Wege nach Patipur befanden, aber er lächelte nur höhnisch, als man ihm diese Nachricht überbrachte. Seine Mittelsmänner arbeiteten gut, schnell und geschickt. Lilian war ihm entkommen. Zum zweiten Male würde es ihr nicht gelingen, dafür wollte er Sorge tragen. Im Augenblick konnte er sich nichts besseres wünschen, als sie bei der Maharani von Patipur zu wissen.

Anders stand es mit Lambertz. Dieser verdammte Hund, den Liebe und Freundschaft hellsichtig zu machen schienen, ging ihm allmählich auf die Nerven. Der würde ebensowenig den Kampf aufgeben, wie er selbst daran dachte, die Waffen zu strecken. Es blieb nichts anderes übrig, als ihn möglichst unauffällig zu vernichten: Was mußte dieser Idiot auch seine Nase in anderer Leute Angelegenheiten stecken. Natürlich, er konnte nicht wissen, wie gefährlich sein Abenteuer ausgehen mochte. Der glaubte sich auf der Fährte, hatte nur ein Interesse: die Unschuld seines Freundes zu beweisen, und konnte nicht wissen, daß er damit in die Fäden eines Netzes geriet, das ihn erwürgen mußte. Sein oder Nichtsein, das war die Frage für O'Rorke, der sein großes Geschäft bedroht sah. Und er war entschlossen zu leben.

Hubert Baker. Bis vor kurzem hatte er diesen Namen nicht gekannt... Und jetzt, gelang es Lambertz, der Polizei den Beweis zu liefern, daß der junge Offizier nicht Selbstmord begangen hatte, dann würde die gesamte englische Polizei nicht eher ruhen, als bis sie des Rätsels Lösung in Händen hielt, und dabei mußte sie unweigerlich auf andere Spuren stoßen.

O'Rorke sah dies alles voraus; klar und sicher zog er seine Schlüsse.

Einer, ein unwichtiger Mann in seiner Bande, hatte einen Fehler begangen, weiß Gott aus was für übereilten Motiven. Lambertz mußte diesen Fehler büßen.

Und während O'Rorke unverdächtig, ein freier ehrenwerter Mann, vorläufig in Bombay verblieb und für seine Firma die Verkaufsorganisation einer gewissen Automarke übernahm, gingen seine Befehle von Mann zu Mann. Keiner kannte den anderen, niemand wußte, wer den Auftrag gab, wie immer blieb er im Hintergrund bereit, Indien zu verlassen, wenn er sein Geschäft nicht durchführen konnte oder keine Aussicht auf ein neues hatte. Der Befehl bestand in drei Worten:

Lambertz unauffällig beseitigen.

Der Mann, der diesen Befehl erhielt, Gulbaz, war einer der zuverlässigsten Mitglieder der Bande. Er hatte bisher jeden Auftrag prompt ausgeführt. Als Soldat der Leibwache des Fürsten von Patipur mußte es ihm ein leichtes sein, den verhaßten Deutschen zu vergiften oder auf der Jagd hinterrücks zu erschießen. Nun, das Wie sollte nicht O'Rorkes Sorge sein. Das war Gulbaz' Sache.

*

Martin und Lilian wurden von den Hoheiten in dem großen Audienzsaal empfangen. Trotz seiner Krankheit und Schwäche hatte es sich der Nawab nicht nehmen lassen, sich fürstlich zu kleiden. In einem langen hellblauen Satingewand, das an den Ärmeln mit kostbarer Silberspitze verziert war, lag er auf einer Art Ruhebett aus Silber und Elfenbein inmitten eines Haufens von zartrosa Kissen.

Schon vorher hatte Muhammed Ali Lambertz gebeten, die Kürze des Empfangs mit Rücksicht auf die Schwäche seines Vaters zu entschuldigen. Er hatte dem Nawab bereits alles berichtet, und seine Antwort lautete: „Mein ehrenwerter Freund, ich hoffe, Sie betrachten dies Haus, solange Sie wollen, als das Ihre. Mein Sohn hat mir berichtet und ich bin bereit, Ihre Pläne nach aller Kraft zu unterstützen."

Lambertz entgegnete in demselben höflichen Ton, dankte ehrerbietig und schied, nachdem Lilian vorgestellt worden war, mit Wünschen für die baldige Genesung Seiner Hoheit.

Die Maharani empfing Lilian allein und Muhammed Ali zog Lambertz mit sich fort.

„Kommen Sie. Sie werden zufrieden mit uns sein. Es ist schnelle Arbeit geleistet worden. Ich habe bereits mit dem Bräutigam Muniruddin Ahmed gesprochen. Es würde Ihnen Spaß gemacht haben, Zeuge unseres Gesprächs zu sein. Es hat sich sehr einfach abgespielt. Ich beglückwünschte ihn im Namen meines Vaters zu seiner Verlobung und sprach die Hoffnung auf eine baldige Hochzeit aus, zu der der Nawab ihm das Geschenk eines recht hübschen Landgutes machen würde."

Lambertz lachte. „Das gefällt mir, in diesem Falle anstatt mit Gefühlen mit Tatsachen zu rechnen."

„Ich brachte dann langsam das Gespräch auf die damalige Reise der Familie seiner Braut und erwähnte so nebenbei, daß mein Vater sehr strenge Ansichten über Verbrecher hätte und alles tun würde, um sie ihrer wohlverdienten Strafe zuzuführen. Gerade an diesem Morgen hätte er noch mit großem Interesse die Baker-Affäre erwähnt. Muniruddin Ahmed zog ein saures Gesicht, aber da er kurz vorher seine Dankbarkeit und Treue zu seinem Fürsten und Gönner beschworen hatte, konnte er jetzt nicht mehr gut zurück und . . . dann die Aussicht auf das Gut. Nun, er hat versprochen, da die Kleine inzwischen wieder fast gesund ist, daß Khan Sahib seine Damen uns hier an den Hof nach Patipur bringt. Noch zwei, drei Tage Geduld, Lambertz, und Sie werden vielleicht mehr wissen."

Martin streckte Muhammed Ali beide Hände entgegen.

„Ich danke Ihnen", sagte er.

*

Gibt es etwas Dümmeres, dachte Lilian, hinter den beiden Männern auf einem weißen Araberhengst reitend, als eine Frau, die nicht weiß, was sie will? Gibt es etwas so Lächerliches wie ein Mädchen, das sich in seinen eigenen Gefühlen nicht auskennt? Eric oder Martin? Martin oder Eric?

Sie lachte spöttisch und mit sich selbst böse vor sich hin. Ich war so sicher meiner selbst, so gewiß, und nun? Großer Gott, ich wünschte, es würde der Tag kommen, wo ich klar sehe!

In diesem Augenblick drehte Martin sich nach ihr um.

„Hallo, Lilian“, rief er, „wozu hätten Sie mehr Lust: zu einem richtigen Jagdausflug in die Dschungel oder...“

„Oder...?“ fragte Lilian und ritt schnell näher heran.

„...zu der Veranstaltung eines Ringspieles im alten Stil?“ fuhr Muhammed Ali an Lambertz' Stelle fort.

„Ich dachte das gehörte auch zu den Märchen aus Tausendundeiner Nacht“, erwiderte Lilian und ließ die Zügel locker. „Ich habe immer gehört, daß hier in Indien die Fürsten stolz darauf sind, erstklassige Ringer unter ihren Dienern zu haben und sich gegenseitig mit prächtigen Vorstellungen unterhalten, habe es aber bis jetzt nicht geglaubt.“

„Gut“, entschied Lambertz, „schieben wir, wenn es Ihnen recht ist, den Jagdausflug hinaus, bis wir die Unterredung mit den Purdahfrauen aus dem Jhelum Distrikt gehabt haben.“

Muhammed Ali nickte zustimmend. „Warten Sie nur, bis Sie Gulbaz gesehen haben“, sagte er. „Dieses Prachtexemplar eines Mannes gehört zu der Leibwache meines Vaters und genießt, seitdem er beim letzten Male den chinesischen Meisterringer des Nachbarfürsten besiegt hat, überall einen großen Ruf.“

Sie drehten um und trabten denselben Weg zurück.

Herbeispringende Diener nahmen ihnen vor dem Palast die Pferde ab und Muhammed Ali gab Befehl, die Leibwache antreten zu lassen.

Es war eine ausgesuchte Schar, die sich sehen lassen konnte, und der alte Nawab war stolz auf sie. Große, kräftige Männer, ein jeder über sechs Fuß hoch, keiner hatte einen kleineren Brustumfang als 1,40 Meter.

„Alle fünfzig würden sofort als Polizisten in England angenommen werden“, versicherte Lilian.

„Das ist Gulbaz“, sagte Muhammed Ali, auf einen riesigen Menschen deutend, der noch um einen halben Kopf größer als seine Kameraden war und von einer so ungeheueren Muskulatur, daß selbst Lambertz — der weder für Ringen noch Boxen etwas übrig hatte und persönlich eine Tigerjagd vorgezogen hätte — Interesse bekundete.

Plötzlich stutzte er. Wo hatte er dieses Gesicht schon einmal gesehen? Seine Gedanken überstürzten sich. Vergebens! Er konnte sich keiner Gelegenheit entsinnen — und doch, und doch, er hatte diesen Mann einmal getroffen, aber wann? Wo?

Nachdenklich folgte er den anderen in den Palast.

Gerade als Muhammed Ali sich zurückziehen wollte, fragte Lambertz: „Sagen Sie, wo haben Sie diesen Riesen eigentlich her?“

Da sich einer der Offiziere in ihrer nächsten Nähe befand, winkte der junge Fürst dem Leutnant. „Von den einundzwanziger Punjabis, Hoheit.“

Muhammed Ali warf Lambertz einen fragenden Blick zu, der heißen sollte: „Noch etwas?“ Lambertz schüttelte den Kopf. Er mußte sich geirrt haben. — —

Die Ereignisse schienen sich jetzt zu überstürzen.

Muhammed Ali, Lambertz und Lilian saßen nach dem Abendessen gemeinsam auf einer der vielen Terrassen, als plötzlich der Diener einen Besucher meldete.

Muhammed Ali las kopfschüttelnd die Karte:

„Capitán José Cordoza

Hauptmann in der argentinischen Armee a. D.
Repräsentant der Vereinigten Pferdezuchtgesellschaft.“

Ein leichter Schrei der Überraschung entfuhr Lambertz.

„So bald schon!“ rief er und sprang auf. Schweigend nickte Muhammed Ali dem Diener zu, den fremden Sahib hereinzuführen.

„Guten Abend“, sagte der Fremde, „ich bitte um Entschuldigung, daß ich so spät noch stören mußte.“

Nur an der Stimme erkannte Lilian in der völlig unbekannten Erscheinung Philipp Lawson.

Lambertz spürte, wie das Blut ihm ins Gesicht stieg, aber er beherrschte sich und stellte den Freund Muhammed Ali vor, der Lawson sofort ein Gastzimmer im Palast zur Verfügung stellte. Und mit dem Feingefühl des Orientalen fügte er hinzu: „Ich habe zu arbeiten und würde mich freuen, wenn ich die Herren später sähe.“

Lawson, der lächelnd Lilian betrachtete, die sich noch immer nicht von ihrer Überraschung erholt hatte, wandte sich heftig um.

„Hoheit, mein Besuch gilt in erster Linie Ihnen.“

Alle sahen erstaunt auf, nur Lambertz erriet sofort den Zusammenhang. Sollte es sich bei Lawsons Besuch um den entfernten Vetter Muhammed Alis, Bahadur Khan, handeln?

Lawson erklärte kurz und bündig: „Wie Hoheit sich erinnern werden, wurde Bahadur Khan wegen seiner Verbindung mit den aufständischen Fürsten der Grenzstämme verhaftet. Umsonst versuchte man, ihn zu einem Geständnis zu bringen. Inzwischen haben wir eine Entdeckung gemacht, deren Spuren — es tut mir leid, Hoheit — direkt nach Patipur führen.“

Muhammed Alis Züge wurden steinern.

„Was wollen Sie damit sagen, Capitán Cordoza?“ Er lächelte ein wenig spöttisch, als er den englischen Offizier mit seinem Decknamen anredete.

„Ich bedauere, Hoheit, mich nicht klar genug ausgedrückt zu haben. Selbstverständlich trifft auch nicht der leiseste Verdacht den Hof von Patipur. Aber es ist uns gelungen, die Spuren eines Mitgliedes der Waffenschmugglerbande zu verfolgen, und sie verlieren sich in diesem Distrikt.“

Lilian hielt den Atem an. Niemand beobachtete sie in diesem Augenblick. Die drei Männer schienen ihre Anwesenheit vergessen zu haben.

„Ich habe geglaubt, für meine Untertanen die Hand ins Feuer legen zu können“, sagte Muhammed Ali mit unnachahmlicher Würde.

„Es dürfte niemand aus dem Patipur Distrikt sein“, bemerkte Capitán Cordoza alias Philipp Lawson. „Schon seit geraumer Zeit sind uns zwei Leute aufgefallen, die in allen möglichen Verkleidungen immer wieder nach Indien kamen, über die persische Grenze als Teppichhändler, über die tibetanische als Priester, als Kaufleute oder Gelehrte von Rußland her. An allen möglichen Stellen tauchen sie auf, in Karawansereien, als Kamelreiter, Elefantentreiber, Jäger, harmlose Reisende. Ein großer und ein kleiner. Fast immer sah man sie gemeinsam. Man hätte sie vielleicht verhaften können, hielt es aber für verfrüht und für unklug, da man keine ausreichenden Beweise in Händen hatte. Jetzt — zum ersten Male, seit sie unter unserer Beobachtung stehen — haben sich ihre Spuren getrennt, sind sie auf verschiedenen Wegen, und nicht zu Unrecht nimmt man an, daß der eine sich damals mit ihrem Vetter Bahadur Khan in Verbindung gesetzt hat. Er, den wir verfolgen, hat gestern die Grenzen ihres Distrikts überschritten und muß sich irgendwo verborgen halten ... Ich bin ihm auf den Fersen, daher meine Verkleidung, denn die Anwesenheit eines Polizeioffiziers würde hier allen auffallen.“

Schon während Lawson sprach, war mit Lambertz eine merkwürdige Veränderung vorgegangen. Wie eine Vision war vor seinen geistigen Augen ein Bild aufgetaucht. Er und Schönlein standen am Fenster des Kontors in der Ballardstreet. Schönlein mit der geladenen Armeepistole in der Hand. Er hörte sich sagen: „Seine Kumpane auf den Lastautos sahen auch nicht gerade zahm aus.“

„Teufel noch eins!“ rief er so laut, daß die anderen zusammenzuckten, dann sprang er erregt auf: „Ich habe es, weiß Gott. Was für ein Glück. Natürlich, es kann gar nicht anders sein. Wußte ich es doch!“

„Soll ich Ihnen ein Brom und Soda bestellen?“ fragte Muhammed Ali belustigt über das aufgeregte Gebaren seines Freundes, der die auf ihn einstürzenden Fragen nicht beantwortete, sondern sich gegen die Stirn schlug und wie ein Jagdhund, der die richtige Fährte gefunden hat, auf und ab lief.

Lawson brachte ihn endlich mit der nüchternen Frage, ob er seinen Verstand verloren habe, zu der gewünschten Aufklärung.

„Im Gegenteil“, sagte Lambertz. „Ich war nie so klar bei Verstand, wie eben jetzt. Gebt mir einen Whisky und Soda. Sie, Muhammed Ali, Sie nähren eine Schlange an ihrem Busen, aber wir werden ihr die Giftzähne ziehen.“

„Erklären Sie sich näher, mein Lieber, bis jetzt sind wir leider ohne Ahnung, wem Ihr Verdacht gilt.“

„Als ich vor wenigen Stunden die Leibwache Seiner Hoheit betrachtete, fiel mir ein Mann auf, ein riesiger Kerl. Ich vergesse selten Gesichter, die ich einmal gesehen habe.“

Muhammed Ali schüttelte verständnislos den Kopf. Alle diese fünfzig Männer waren ausgewählte Leute. Was meinte Lambertz?

„Er meint Gulbaz, den Ringer", rief da Lilian auf einmal dazwischen.

„Haben Sie sich nicht geirrt, Lambertz, sind Sie sicher?" fragte Muhammed Ali.

„Sind Sie sicher, daß ich Martin Lambertz aus Deutschland bin?" entgegnete Lambertz. „Aber darüber wollen wir uns jetzt nicht streiten, ohne Zweifel hat der Kerl auch mich erkannt und weiß, was hier vorgeht. Was mich nur wundert, ist, wie er vor vier Tagen noch in Bombay gewesen sein kann, wenn er hier zur Leibwache gehört. Einerlei, wir müssen handeln, bevor es zu spät ist."

„Ja", sagte Muhammed Ali nachdenklich, „und wir werden, wenn Sie recht haben, sehr vorsichtig sein müssen."

„Haben Sie sich anmerken lassen, daß Sie ihn erkannt haben?" fragte Lawson.

Lambertz schüttelte schweigend den Kopf.

„Dann brauchen wir nicht auf der Stelle zu handeln, denn solange der Kerl nicht sicher ist, daß man ihn kennt, wird er seine vorteilhafte Stellung nicht aufgeben —"

„Ich halte es dennoch für das beste, die Dinge sofort klarzustellen", unterbrach Muhammed Ali. Er setzte ein kleines silbernes Glöckchen, das neben ihm auf dem Tisch stand, in Bewegung. Den eintretenden Diener bat er, den wachhabenden Offizier sofort zu ihm zu schicken.

(Fortsetzung folgt.)

Gewitter rollt durch die Nacht.

Skizze von **Bernhard Schulz.**

Als der Knabe unter den Apfelbäumen ankommt, schweißtriefend vom Lauf, ist der Himmel pechschwarz verhüllt von Wolken. Die Bäume ächzen unter der drückenden Schwüle, aus dem Stall brüllen die Kühe. Der Wind scheint stillzustehen, der Wolken dunkle Masse verharrt unbeweglich. Es ist, als ob einer, den Menschen, Tiere und Wolken ängstlich erwarten, im Herankommen begriffen wäre, ein blitzgewaltiger Gott . . .

Der Bauernvater sitzt in der Küche hinter dem Tisch, der Atem pfeift ihm aus der Lunge, er hat die Ärmel aufgerollt, und auf der Brust steht das Hemd weit offen, dicke Schweißtropfen perlen auf seiner Stirn.

„Der Mutter geht es nicht gut", sagt der Mann, „sie wird wohl sterben in dieser Nacht." Wie der Vater das sagt, hat der Knabe plötzlich das junge Herz zum Platzen dick voll Leid. Die Mutter stirbt? Ja, einmal muß sie ja wohl sterben. Sie war lange krank.

Die Tür zur Schlafkammer der Mutter steht offen. Eine geruchschwere Hitze brütet in den niedrigen Stuben, beengt das Atmen, macht den Augenblick unklar, verworren, geisterhaft, als sei teufliches Fieber über einen hereingebrochen. Die Petroleumlampe an der Wand flackert unruhig wie Zittergras. In ihrem trüben Schein hockt das Gesicht des Vaters vor der bläulich getünchten Wand wie eine Maske, die jemand dahin gehängt hat, unbewegt, steinern, irgendwohin stierend. Die Hände liegen schwer auf der Tischplatte wie knorrige Wurzeln.

„Vater", sagt der Knabe, „wir müssen den Arzt holen, oder was sollen wir tun, wir müssen doch . . ."

Aber der Bauer schweigt. Er sieht nicht einmal den Sohn an. „Es stirbt sich auch ohne . . ." Da sinkt plötzlich sein Kopf schwer auf die Hände hernieder. Die Maske ist von der Wand herabgestürzt.

Der Knabe schluckt heftig. Ach, wenn doch dies alles vorbei wäre! Warum quält man uns? Er weiß es nicht. In der Schule hatten sie eine Erklärung dafür, die man auf die Schiefertafel schreiben und lernen mußte. „Wozu sind wir auf Erden?" Aber diesen Satz hat er längst vergessen. Vielleicht lebt man nur, um zu sterben, und alles, was vor dem Tode ist, heißt Besinnung, Vorbereitung, Überwindung der Furcht.

Der Knabe geht in die Sterbekammer. Er kramt die beiden Kerzen aus der Lade, die seit dem Hochzeitstage der Mutter da liegen, und zündet sie an. Dann setzt er sich auf das Bettende und nimmt die Hand der Mutter in die seine. Die Kerzen werfen einen matten rötlichen Schein in die Kammer. Die Mutter atmet nur noch leise, kaum daß er ihren Puls schlagen spürt. Die Nase ist weiß und spitz. Die Mutter weiß nichts mehr vom Leben, nichts vom Vater, nichts vom Sohn. Ihre Seele ist weit fort von ihr. Der Knabe beugt sich zu ihrem Ohr hinab und flüstert „Mutter, Mutter", aber die Sterbende antwortet nicht, doch glaubt der Knabe von innen her ein schmerzloses, fast vergnügtes Lächeln heraufdämmern zu sehen, wie er es an der Lebenden nie gewahr geworden ist.

Draußen zucken vielfältig die Blitze über den Himmel. Himmel und Kammer sind in minutenlang setzendes Licht getaucht. Die Schwüle lastet entsetzlich. Der Schweiß läuft den beiden Männern den Rücken hinab. Die Lippen schmecken salzig. Der Donner rückt immer näher, gewaltig, rauschtrunken von Kraft. Bald kracht und prasselt es ihnen in den Ohren, als entlade sich das Gewitter nicht dort oben im Himmelsraum, sondern dicht über ihren Köpfen. Pausenlos wälzt sich der Donner dahin, die zuckenden Strahlen reißen den Himmel auf.

Die Mutter regt sich nicht. Der Tod sprengt den Leib, was kümmert das die Seele?

Das Gras rauscht. Die Obstbäume knarren wie schwerbeladene Fuhrwerke. Der Knabe steht im Freien. Dicke Regentropfen klatschen jetzt auf seine brennenden Hände, auf die Brust. Das Gesicht den himmlischen Schleusen zugekehrt, läßt er den dicken Regen auf sich herabrauschen. Wohltuend zieht die Kühle durch seinen Körper. Die schwarzen Wolken brechen auf, und fast scheint es, als sei das Gewitter nun vorbei, so sehr ist im Augenblick Ruhe und Kühlung in Baum und Strauch gefahren. Die Luft ist rein und herb wie Weindunst. Der Regen rauscht steil hernieder, gierig trinkt der Acker die lehmgelbe Flut in sich hinein. Der Knabe spürt sein Herz von einer belebenden Frische durchspült.

Als er in die Stube tritt, verläßt der Vater soeben die Sterbekammer. Aber der Vater sagt nicht, daß die Mutter tot ist. Der Knabe merkt es nur an der Art, wie der Vater aufstöhnt, wie er die Fenster öffnet und die Gewitterluft ins Zimmer strömen läßt, als sei er nun allein mit sich und es gebe nichts mehr, was ihn bedrücken könne. Das Gesicht des Vaters hat sich gewandelt, den Ausdruck der stumpfen Qual verloren, eine Ruhe ist in ihn eingezogen, die ihn ganz in sich selbst hineinschauen läßt. Er weiß, daß die Frau nun ausgelitten hat, die so lange in der Kammer lag und an den Tod dachte, der zu ihr nicht kommen wollte. Sie war eine mütterliche, in ihr Siechtum klaglos ergebene Frau.

Sie ist nun ganz lächelnde Ruhe, Weisheit, erledigte Qual, hinter sich gestoßene Fessel. Der Leichnam da hat nichts mit ihrer Seligkeit gemein. Sie ist den Lebenden weit entrückt in eine Höhe, die darum schon unendlich beglückt, weil sie allem Frieden gibt.

Die beiden Männer sitzen da, stumm, voneinander abgewandt, als sei der andere nicht da, ähnlich wie Kranke sich in einem Wartesaal unglaublich einsam dünken können. Etwas ist von ihnen gegangen, das wie Hochmut war. Eben noch war die Sprache Gotes gewaltig in ihrem Ton. Das Alleinsein mit der toten Mutter offenbart ihnen jetzt die ungeheure Kraft und Tiefe der Wortlosigkeit.

Die Nacht verrinnt. Das Grollen der Gewitter ist verebbt. Eintönig fällt der Regen vor den Fenstern nieder. Über fernen Bergen zuckt noch ein Wetterleuchten.

Das Bildnis des Freundes.

Anekdote von **Kurt Lütgen.**

Immer, wenn sich die Freunde des englischen Dichters Fielding in den ersten Wochen nach seinem unerwarteten Tode zusammenfanden, führte sie das Gespräch zu Erinnerungen an den Toten, denn Fielding war, obwohl ein stiller, und nachdenklicher Mensch, doch der eigentliche Mittelpunkt ihres Kreises gewesen. Eines Abends nun bemerkte einer der Freunde beiläufig, es sei doch merkwürdig und betrüblich zugleich, daß man kein gutes Porträt besäße. „Warum", wandte er sich an den Maler Hogarth, „hast du ihn eigentlich niemals porträtiert"

Der Sprecher hatte wohl nicht erwartet, daß die Frage den Maler wie eine Verwundung schmerzen würde. Hogarth zuckte zusammen und bewegte ablehnend die Hand. Nach einer Weile sagte er leise: „Ich sprach mit Fielding wenige Wochen vor seinem Tode davon, daß ich wohl Lust hätte, ihn zu malen. Er hat mir darauf geantwortet, wir würden ihn auch nach seinem Tode nicht aus den Augen

verlieren. Ich habe das als eine Ablehnung meines Vorschlages betrachtete und war ein wenig gekränkt, daß er meine Kunst so ganz entbehren zu können glaubte. Nach seinem Tode aber ging auch ich wie ihr alle viel mit Erinnerungen an den Freund um und versuchte, sein Bild aus dem Gedächtnis zu malen. Doch es will mir nicht gelingen. Sein Gesicht entzieht sich mir, und keine Erinnerung gibt es mir zurück. Ich fürchte, ich bin nicht wert, sein Bildnis zu malen, und werde das begonnene Porträt nie vollenden."

Er brach wie von heftigem Schmerz überwältigt ab und verabschiedete sich schnell. Die Freunde sahen ihn danach wochenlang nicht.

Während dieser Zeit malte Hogarth mit der Verbissenheit eines Verzweifelten an Fieldings Porträt. Doch so tief er auch in seine Erinnerungen an den Freund hinabtauchte und in Gedanken mit ihm umging wie mit einem Anwesenden, das Gesicht, der innigste Spiegel des Wesens in den Augen entzog sich ihm nach wie vor. Eines Morgens saß er grübelnd vor einem neuen Entwurf an der Staffelei. Plötzlich glaubte er Fieldings Stimme von der Tür her zu vernehmen, die ihm zurief:

„Male mich, Hogarth, male mich!"

Der Maler fuhr von seinem Sitz auf — blaß und zitternd, denn durch die Tür trat der Freund ins Zimmer und auf ihn zu, gelassen und mit einem gütigen Lächeln in den Augen, wie es immer seine Art gewesen, und sagte: „Still, Freund, ich weiß, du quälst dich um mein Bildnis. Ich will eine Viertelstunde lang bei dir bleiben, genügt dir das? — Ja? Nun, so laß sie nicht ungenützt hingehen!"

Und Hogarth wandte sich seinem Entwurf wieder zu, prüfte, verglich mit dem Gesicht des Dichters, das ihm still zugekehrt war, und versank in den klarbrennenden Rausch der Arbeit. Er hörte es kaum, daß der Geist sich nach einer Viertelstunde erhob und im Fortgehen warnend sagte: „Verlaß deine Arbeit nicht, bevor du sie vollendet hast."

Es hätte der Warnung nicht bedurft, denn erst als der letzte Pinselstrich getan und das Feuer des Schaffens ausgebrannt, erschrak der Maler ob der seltsamen Erscheinung. Er rief seinen Diener und fragte ihn, ob Fielding im Hause gewesen sei. Der Bediente sah ihn besorgt und erstaunt an und entgegnete vorsichtig, Hogarth wisse ja selbst, daß der Dichter seit einigen Wochen im Grabe liege. Der Maler schwieg betroffen.

Er trat vor sein Bild — ja, das war Fielding, der ihn von der Leinwand her anblickte, gütig, gelassen und mit jener Klarheit, die in all diesen bitteren Wochen nicht im Bilde hatte erscheinen wollen. Und während Hogarth sein Werk besah, kamen ihm unversehens die Tränen, die ihm am Sarge des Freundes gefehlt hatten. Sein Herz aber war froh und traurig zugleich und ließ sich nicht mehr von den Zweifeln anfechten, ob das Bild einer Geistererscheinung oder einer Täuschung der Phantasie zu danken sei. Der Freund war ihm nahe gewesen und würde es nun immer bleiben. Es war gelungen, ihm ein Denkmal zu setzen.

Am nächsten Morgen zeigte er es glücklich den Freunden, die andächtig vor der Staffelei standen und die Treue des Porträts nicht genug bewundern konnten. Da öffnete sich plötzlich die Tür des Nebenzimmers und herein trat wie am Tage zuvor — Fielding. Er schritt in den Kreis der Erschrockenen, nahm Hogarths Hand und sagte: „Ich danke dir, Freund, du hast deine Kunst aufs schönste bewährt. Nun darf ich wirklich sagen: ihr werdet mich nie aus den Augen verlieren. — Doch nun könntest du mir eigentlich ein Glas Portwein geben", fügte er seinen Worten lachend hinzu.

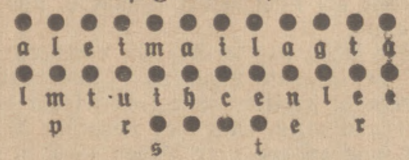
Und er bekam sein Glas Portwein, denn Fieldings Geist war Garrick, der berühmteste Schauspieler jener Zeit. Er, dessen Shakespeare-Gestalten sonst die Herzen der Zeitgenossen erschütterten, hatte dem Maler-Freund zuliebe Gestalt und Stimme des Verstorbenen angenommen, damit endlich das Bildnis gelinge, an dem Hogarth zu verzweifeln drohte. Mit dem Glas Portwein aber begann jene frohe Gedächtnisfeier für den toten Dichter, in deren Verlauf Garrick mit Hogarth wettete, daß es dem Maler nie glücken werde, ihn zu porträtieren. Er hat die Wette gewonnen. Doch auf welche Weise — das ist eine andere Geschichte.



Rätsel-Ecke



Spitzen-Rätsel.



Die Punkte obiger Abbildung sind so durch Buchstaben zu ersetzen, daß senkrecht zu lesende Wörter entstehen. Ist die Lösung richtig, so nennt die oberste waagerechte Reihe eine ernste Handlung.

Reimergänzungs-Rätsel.

Das sind stets niedrige — ⌣ — ⌣,
Die keiner Arbeit Beifall — ⌣,
Die immer nur die eig'ne — ⌣,
Doch niemals fremde schützen — ⌣,
Die, wenn sie schreiendes Unrecht —,
Mit schielenden Augen vorüber —
Und pfiffig denken: Was geht's mich —,
Seh' jeder, wie er sich wehren —!

Die Endteile der Zeilen dieses Sinngedichtes von Otto Promber sind durch passende Reimwörter zu ersetzen, um das Sinngedicht zu vervollständigen.

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

a, ard, be, chen, da, dar, dorff, dro, du, e, ei, i, im, ke, la, lau, le, lu, me, me, me, mor, my, na, nä, ne, ni, num, re, rith, si, si, so, ster, tel, tik, ul

sind elf Wörter zu bilden, die bezeichnen:

1. Tier
2. Pflanze
3. Deutscher Dichter
4. Stadt des Altertums
5. Wissenschaft
6. Figur aus Schillers Wallenstein
7. Fluß
8. Medikament
9. Stadt in Nordirland
10. Märchengestalt
11. Männlicher Vorname

Bei richtiger Lösung nennen die Anfangsbuchstaben der Wörter, von oben nach unten gelesen, sowie die Endbuchstaben derselben, von unten nach oben gelesen, zwei Gäste des Wonnemonds.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 137.

Verschiebungs-Aufgabe:

Grille
Treppe
Wallenstein
Blausäure
Schelling
Reinhold
Rattengift
= **Gellert. Lessing.**

*

Eine Weisheit:

Bohnenkraut
Zeitungsblatt
Nurmi
Weinglas
Halberstadt
Menschheit

Ohne Zeitung nur ein halber Mensch!

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.